

Zum Jubiläum der hl. Elisabeth von Thüringen

Mit dem 17. November d. J. sind 700 Jahre verflossen seit dem Sterbetage der lieben heiligen Elisabeth von Thüringen, und noch lebt ihr Gedenken in den deutschen Landen so frisch, als hätte erst jüngst die fürstliche Magd ihre Augen im Tode geschlossen. Zwar sind es keine politischen Kräfte gewesen, die von dem stillen Ungarinde ausgingen und das Antlitz von Deutschland erneuerten, wohl aber Ströme des Trostes und der Hilfe, die von ihrem ehrwürdigen Bilde sich in die Lande ergossen, wohl aber die starken Kraftströme eines ganz in Gott ruhenden und sich ganz im Dienste der Armen verzehrenden Lebens, welche bis zur Stunde ungezählte hochgemute Seelen zu selbstloser, hingebender Nächstenliebe fortreißen. Auch das Edle und Gute wirkt ja, gottlob, ansteckend.

Wenn daher in diesem Jubeljahre unsere Heimatzeitschrift der Herrin von Thüringen und der Wartburg einige Zeilen widmet, so tut sie es in der stillen Hoffnung und mit dem lauten Wunsche, daß das siebente Zentenarium ihres Todes an unserem politisch bedrängten, sozial zerrissenen und wirtschaftlich bedrückten Lande nicht vorübergehen möge ohne einen besonderen Segen des Engels der Barmherzigkeit für die Müheligen und Beladenen, für die Gequälten und Verzweifelnden. Die liebe Heilige kann doch nicht sein, nicht leben, sei es im Himmel, sei es auf Erden, ohne Gutes zu tun.

Darf zu diesem Grund noch ein Moment hinzutreten mit Hildesheimer Lokalfärbung? Wer im Dom zu Hildesheim das Wunderwerk des ehernen Taufbeckens betrachtet und an ihm das Bild der Misericordia, die als fürstliche Erscheinung hochthronend inmitten der Leidenden Brüder Christi die Werke der leiblichen Barmherzigkeit übt, der findet die Hypothese des feinsinnigen Kunsthistorikers, — die allerdings neuestens vielfach bestritten wird — wahrscheinlich: „Möglich, daß dem Künstler bei der Konzipierung das Lebensbild der hl. Elisabeth vorschwebte, die gerade zur Entstehungszeit des Taufbeckens unter Vermittlung des Hildesheimischen Bischofs Conrad II. kanonisiert und von ganz Deutschland mit enthusiastischer Liebe als ideales Vorbild caritativen Wirkens begrüßt wurde.“ — Ad. Bertram: „Das ehernen Taufbecken im Dome zu Hildesheim“. — Laufen nicht viele Täden von Hildesheim hinüber zu der Wartburg und verschlingen sich mit

dem Leben unserer Heiligen? Ein Franziskaner aus Hildesheim, Rodeger, vermittelt ihr das franziskanische Lebensideal der freiwilligen Armut, das in ihrem Leben eine so große Rolle spielt. Ein Bischof von Hildesheim war es, der ihrem Gemahle „die Blume Christi“, das Kreuz der Kreuzfahrer umhängte. Derselbe Bischof Conrad II. war es auch, der nach dem Tode des Meisters Conrad von Marburg ihre Kanonisation bis zu deren Abschluß in Perugia mit besonderem Eifer betrieb. So wird der Leser es verstehen, wenn „Unsere Diözese“ der großen Heiligen in dankbarer Liebe gedenkt und der deutschen Heiligen, der sozialen Heiligen und der häuslichen Heiligen den schuldigen Tribut der Verehrung in Demut darbringt.

St. Elisabeth, eine deutsche Heilige — ob wohl diese Bezeichnung anwendbar ist auf dieses landfremde Königskind aus Ungarn? Kenner unserer Geschichte bezeichnen es als eigentlich deutsches Schicksal, daß dieses Volk im Herzen Europas stets den fremden Einflüssen von allen Seiten offen stand, daß es aber das Fremde, das es angenommen, verwandelt und gesteigert der Welt zurückschenkte. Auf diese Folie darf man auch schreiben, daß diese deutsche Heilige ursprünglich nicht deutsch war, sondern als Tochter des ungarischen Königs Andreas II. in Preßburg das Licht der Welt erblickte. Dennoch war St. Elisabeth deutsch durch ihre Lebensgeschichte: vom 4. Lebensjahre an, da das Kind Elisabeth zur Wartburg nach Eisenach an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen gebracht wurde, um mit ihrem künftigen Bräutigam Ludwig erzogen zu werden, bis zum Tode der 24jährigen Witwe in Marburg vollzog sich ihr ganzes Lebensschicksal auf deutschem Boden. Da, wo ihre Gebeine zur letzten Ruhe bestattet wurden, kündigt noch heute die Grabinschrift, daß Mitwelt und Nachwelt mit freudigem Stolz auf sie schauen als auf die unserige, die gloria Teutoniae. Und deutsch war sie vom Blute her: Ihre Mutter Gertrud, Ungarns Königin, stammte aus dem Hause Andechs, dem süddeutschen Herzogsgeschlechte von Meran. Durch sie führten viele Fäden naher Verwandtschaft ins Deutsche Reich. Egbert, der Königin Bruder, saß auf dem Bischofsstuhl in Bamberg. Mechtildis, die Schwester, führte den Abtissinnenstab in Kitzingen am Main. Im gleichen Kloster empfing ihre Erziehung eine andere Schwester der Königin, Hedwig von Meran, die später die große Heilige des schlesischen Landes wurde. Ob nicht mit dem mütterlichen Blute ihr das bedeutsame Seelenerbe eines gewaltigen Gottesdranges mitgegeben wurde, der in dem wunderbaren 13. Jahrhundert in Deutschland mächtige Nahrung und För-

derung erfuhr? Oder täusche ich mich? Jene große Zeit, deren Gottesdrang sich verkörperte in dem steinernen Himmelssturm ihrer gotischen Kathedralen mit einem ganzen Himmel von Madonnen und Heiligen in Stein und Erz und Edelmetall und der sein sprechendes Symbol fand in den leuchtenden Glasfenstern und Rosetten, durch die die goldene Sonne brach und Himmelsherrlichkeit ins Gotteshaus zauberte, deren Gottessehnen in den Werken der großen Scholastiker und Mystiker des Jahrhunderts einen so beredten Ausdruck fand, deren Gottesliebe ein ganzes Volk in Bewegung setzte, um über Meer „ins Elend“ zu fahren und als Kreuzfahrer das hl. Grab aus der Hand des Unglaubens zu befreien — soll diese große Zeit nicht auch ihren Widerhall gefunden haben im empfänglichen Gemüt der gottminnenden Jungfrau und Gattin und Mutter? Was in Deutschland lebte und mächtig wirkte, das zündete gerade in ihrem Herzen und entflammte zu den staunenerregenden Taten der Gottes- und Nächstenliebe.

So wird die deutsche Heilige zur sozialen Heiligen. Das Gebet, so heißt es im Koran, weist den Weg zum Himmel, das Almoßen öffnet die Pforte. War St. Elisabeths erstes Wort ein Gebet, so war ihr erstes Werk ein Almoßen. Und dieses erste Werk war vorbedeutend für ihr ganzes Leben. Als Kind auf der Wartburg gab sie alles Geld, das sie von den künftigen Schwiegereltern erhielt, den Armen. Wie ein Vogel, der für die Jungen Nahrung sucht, durchstreifte sie Küche und Keller der Burg, um für ihre Armen etwas zu erobern.

Ebenso hielt sie es als Fürstin. Sie eilt, eine wahre Ahnfrau der christlichen Caritas, mit ihrer Armenfürsorge ihrer Zeit voraus. Sie hat keine Sorge, daß unter der Liebe für die Armen ihre weibliche und fürstliche Würde leide. Sie hat den Mut, mit den kleinlichen Anschauungen von Rang und gesellschaftlicher Stellung zu brechen, zum großen Vergerniß von vielen aus ihrer höfischen Umgebung. Sie hat die heilige Rücksichtslosigkeit, alle trennenden Schranken, Stand, Habe, Macht wie Spinnweben zu zerreißen und von sich zu werfen, um nichts zu sein als nur Schwester den ärmsten Brüdern, ganz eins mit ihnen in freiwilligem, lächelnd gebrachten Opfer. Ihres Herzens Maß ist eben das Uebermaß. In einer Zeit, wo die Not der Erde wie Zentnerlast auf den Schultern des niederen Volkes wucherte, wo Hunger und Elend, Ausfaß und Pest mit Ungezählten am ungedeckten Tische saßen, da drang die Kunde durch das Land, daß eine gekrönte Frau herniedersteige in des Lebens Niederungen, daß sie Kranke, ja Ausfällige pflege, Nackende kleide, Hungernde speise, daß sie, die glückliche, fürstliche Frau, weine mit dem Elend. Nie ward das gesehen seit

den Tagen, da unser Herr Wohlthaten spendend durch die Lande ging. Noch nicht 20 Jahre alt stand sie wie ein Engel segnend über ihrer Zeit und ehe sie noch Mutter ihrer Kinder ward, trägt sie schon den rührenden Ehrentitel „Mutter der Armen“. Hier trat dem Volk in greifbarer Form Heiligkeit und Widerschein des Göttlichen entgegen, und es ist bezeichnend für den gefundenen Instinkt des Volkes, daß nicht die späteren Tage der Witwe Elisabeth in Marburg, wo sie im Elend des eigenen Lebens das Elend anderer linderte, sondern fast nur die glänzenden Jahre der Wartburg im Andenken des Volkes haften, wo sie die klang- und sangvolle Burg verließ und sich zum Erdenjammer im Tale herabließ, die Hohe zu den Niedrigen, die Fürstin zu den Enterbten, die gute Frau im Gewande der Fürstin und mit dem Herzen einer demütig dienenden Magd. Eine solche Liebe, meint Bourbonjen — Frankfurter zeitgemäße Broschüren N. F. 26 1907 301 — kann nicht untergehen, und in rührender Weise glaubte die Sage noch in unserm Zeitalter, als die Wartburg in neuem Glanze erstanden war, an die Wiederkehr der großen Landgräfin. Von Sockeln und Altären sonder Zahl, vom prunkvollen Dom bis zur ärmlichen Dorfkapelle, wo das mühsalbeladene Mütterchen im stillen Winkel der Heiligen die Not ihres engen Lebens klagt, schaut St. Elisabeth tröstend herab auf das Wirrsal unserer Tage. Ihr Bild, das schon vor 4 Jahrhunderten deutsche Fürsten auf ihre Münzen schlugen, lächelt als bescheidener Stich herab auf den Frieden zahlloser Familien und schaut aus groben Farben tröstend auf die Aussätzigen von Molokai, die ihre von der Lepra zerfressenen Hände zitternd emporheben zu der fürstlichen Pflegerin in ihrer furchtbaren Krankheit: „Heilige Elisabeth, bitte für uns!“

Und diese Mutter der Armen war, wie es sich nicht anders denken läßt, eine Gattin und Mutter voll hingebender Zärtlichkeit und treuester Pflichterfüllung, eine häusliche Heilige. Der innerhäusliche Kreis wird ja zu allen Zeiten für die meisten Frauen das gelobte Land bleiben, in dessen Boden sich die besonderen Gaben des Schöpfers an das weibliche Naturell fruchtbar entfalten. In dem goldenen Alphabet des A. L. — Sprüche 31, 10—31 — in dem das Hohe Lied auf Frauenwert und Frauentugend gesungen wird, heißt es von der Frau: „Wo findet man eine tüchtige Frau? Vertrauen kann ihr ihres Mannes Herz, und an Gewinn fehlt es ihm nicht. Sie erweist ihm Gutes und kein Leid alle Tage ihres Lebens.“ So steht St. Elisabeth vor uns in ihrem häuslichen Kreise, und der romantische Geschichtsschreiber ihres Lebens, Graf Montalembert, bemerkt wohl mit Recht, daß unter allen heiligen Frauen keine in so hohem

Grade wie Elisabeth das Urbild einer christlichen Gattin dargestellt habe. — *Histoire de Ste. Elisabeth de Hongrie* (Paris 1849) 224—33 —. Die erste schwesterliche Liebe zu dem Landgrafen verband sich mit der Liebe der Braut und erreichte ihren Höhepunkt in der Liebe der Gattin, aber über dieser dreifachen Liebe schwebte wegweisend das Wort des hl. Augustinus: *si placent animae, in Deo amentur*. Und so zog alle diese irdische Liebe die treue Gattin nicht von Gott ab, sondern bildete die Vorstufe zu jener himmlischen Liebe, die den Abend ihres jungen Lebens verklärte. Beweis ist jene Szene, die uns die Geschichtsquellen berichten, als eines Abends Elisabeth mit ihrem Gemahl in trautem Gespräch zusammensaß. Da gewahrte sie an der Tasche des Landgrafen etwas wie ein rotes Tüchlein. Im neckenden Spiel griff sie danach. Mit einem jähen Aufschrei sank sie zu Boden. Ihre Hände hielten das Kreuz, das die Ritter nahmen, die den Kreuzzug gelobt hatten. Als sie wieder zu sich kam, „tröstete sie der Fürst mit der hl. Schrift“. Sie aber bat: „Lieber Bruder, wenn es nicht wider Gottes Willen ist, so bleib bei mir, doch wider seinen Willen wollte ich dich nicht haben . . .“ Und der Gatte entgegnete: „Liebe Schwester, gönne mir, daß ich hinfahre, denn ich habe es gelobt.“ Worauf sie: „Gegen Gottes Willen will ich dich nicht zurückhalten, ich habe dich und mich ihm zum Opfer gebracht. Gottes Milde und Seligkeit sei mit dir ewiglich! Reite fort in Gottes Namen!“ Und er ritt fort und kam nicht wieder, in Süditalien raffte ihn die Pest dahin. Es war eine entsetzliche Stunde, als die Todeskunde sie erreichte, aber auch über dieser Stunde stand, das Leid bemeisternd, die Liebe Gottes, die sie sprechen ließ: „Du weißt es, o Gott, ich hätte gern mein ganzes Leben lang mit ihm in Elend und Not leben, hätte von Tür zu Tür mein Brot mit ihm betteln mögen, nur um das Glück zu besitzen, mit ihm zusammen zu sein, hättest du, o Herr, es erlaubt. Aber du bist auch mein Zeuge, daß ich auch nicht um den Preis eines einzigen Haupthaares den Verstorbenen zurückrufen möchte, wenn es gegen deinen Willen wäre. Ihn und mich übergebe ich deiner Gnade. Uns geschehe nach deinem Wohlgefallen!“ Daß eine so treue Gattin auch eine liebende Mutter ihrer 3 Kinder gewesen, ist eigentlich selbstverständlich, ob auch gleich moderne Elisabethforscher daran Anstoß nehmen, daß sie, um Gott aus ganzem Herzen dienen zu können, sich von ihren Kindern trennte und diese in fremde Hände zur Erziehung gab. Die Kinder selbst haben in dieser Trennung eine Verletzung der Mutterliebe so wenig empfunden, daß sie in Urkunden die Eigenschaft als „Sohn“ oder „Tochter“ der hl. Elisabeth allen Fürstentiteln voranstellen.

Die vier Jahre ihres Witwenstandes verbrachte sie, von der Wartburg entfernt, auf ihrem Witwensitz in Marburg, einzig und allein ihrem Gott und ihren Armen lebend. Erst 24 Jahre zählend vollendete sie ihr Leben und als ärmste Tochter des armen Franz von Assisi, auf dürftige Spreu gebettet, schlummerte sie hinüber, sanft wie ein Kind, das in ruhigen Schlaf sinkt.

Vor solchem Leben neigt sich der Mensch in Ehrfurcht und Bewunderung, und schwer ist es, die Heilige zu kennen und kein Loblied auf sie zu singen. So hat der Geschichtsschreiber Leo in seiner Deutschen Geschichte recht geurteilt, wenn er schreibt: „Sollte je die Erinnerung an dieses edle, dieses reine christliche Leben in unserer Nation erlöschen, dann soll man auch ruhig Germaniens Wappen zerbrechen und ihm nachwerfen ins Grab!“ Möchte unser armes, gequältes und zerrissenes Volk sich einmütig zu ihren Füßen finden und in ihr das wiederfinden, was sie der zeitgenössischen Welt gewesen, die liebe heilige Elisabeth!

Dr. Nikolaus Bares,
Bischof von Hildesheim.

Die heilige Elisabeth

Ein geschichtliches Lebensbild

Dr. phil. Hans Mertens

„Das deutsche Volk kennt keine Frau des Mittelalters, die ihm lieber und vertrauter wäre als die hl. Elisabeth.“ So schrieb ein Geschichtsforscher im Jahre 1907 zur Siebenhundertjahrfeier ihres Geburtstages. Das gilt auch für das Jahr 1931, in dem wir der siebenhundertsten Wiederkehr ihres Todestages gedenken. Bekannt und vertraut ist vor allem das Lebensbild der Heiligen, wie es die Legende im Laufe der Jahrhunderte gestaltet hat. Kleiner ist der Kreis derer, die bemüht sind, das Elisabethleben aus dem großen ernsten Buche der Geschichte zu erforschen. Wer so forscht, möchte darum keineswegs die lieben alten Legenden missen, die sich um die Gestalt der Heiligen gerankt haben. In manchen zeigt sich eine so treuherzige Verehrung und auch ein so feines Verständnis, daß kein Historiker, der mit Leib und Seele bei der Sache ist, diese Schule des Herzens entbehren möchte. Er hält es aber auch für seine Pflicht, zu unterscheiden zwischen dem, was unmittelbar quellenmäßig verbürgt ist, und dem, was Eigengut der Legenden-